

Gnade sei mit uns von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus,  
Amen.

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,  
in den Lesungen vorhin haben wir die Epistel und das Evangelium gehört, die dem Sonntag Septuagesimae zugeordnet sind. Diejenigen unter uns, die am vergangenen Sonntag einen evangelischen Gottesdienst besucht haben, werden sich an diese Texte erinnert haben: an den eigentümlichen Vergleich des Paulus zwischen dem Lebensweg der Christen mit einem Sportwettkampf und an das berühmte Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, wonach die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein werden.

Was diese beiden Texte gemeinsam haben, ist der Blick auf das Verhältnis von Anstrengung bzw. menschlicher Leistung auf der einen und faktischem Lohn auf der anderen Seite. Es leuchtet nun, so meine ich, unmittelbar ein, diese Bibelworte im heutigen Gottesdienst etwas genauer anzuschauen.

Insgesamt ist es ja so, dass das Ende eines Semesters von Prüfungen bestimmt ist – überschattet, sagen die einen, vielleicht die meisten; überstrahlt, sagen wahrscheinlich nur wenige. Einigkeit besteht allerdings sicher darüber, dass Prüfungen anstrengend sind – und dies für beide Seiten. Für die Prüflinge sind sie anstrengend, weil sie sich darauf vorbereiten mussten; für die Prüfer sind sie aber ebenfalls mühevoll. Natürlich ist es ziemlich komfortabel, auf der Seite des Tisches zu sitzen, wo die Fragen gestellt werden – und nicht auf der, wo sie beantwortet werden müssen. Aber auch wenn man keine Fragen beantworten muss, so spürt man doch eine große Verantwortung. Denn man möchte schon so prüfen, dass die Kandidaten ihr Wissen auch auspacken können. Und überdies möchte man die Prüfungen leistungsgerecht

bewerten. Beides ergibt sich aus verschiedenen Gründen keineswegs von selbst.

Anders und allgemeiner formuliert: Das gerade in Prüfungssituationen ja stets angestrebte Ideal der Gerechtigkeit bricht sich immer wieder an der unhintergehbaren Vielfalt der Lebenswirklichkeit. So gibt es manchmal bei Prüflingen eine Diskrepanz zwischen dem, was sie faktisch wissen und dem, was sie in der konkreten Prüfungssituation zur Geltung bringen können. Das Motto „Sicheres Auftreten bei völliger Ahnungslosigkeit“ ist zwar in Prüfungslagen kein Erfolgsrezept – wir befinden uns ja, bin ich geneigt hinzuzufügen, im Kontext der Wissenschaft und nicht in der Politik. Aber immerhin: Ein allzu zögerliches, ein defensives Auftreten kann dazu führen, dass ein Prüfling am Ende schlechter beurteilt wird, als es seinem tatsächlichen Kenntnisstand entspricht. Damit zusammen hängt auch die Vielfalt der Begabungen. Mancher ist eher der Typ für mündliche Prüfungen, muss aber nun einmal eine Klausur schreiben – und umgekehrt. Oder: Mancher versteht sich besser auf die großen Zusammenhänge der Systematischen Theologie und kann sich mit dem theologiegeschichtlichen Klein-Klein nur schwer arrangieren; ein anderer ist mit bibelkundlichen Details und historischer Kritik gut vertraut, aber die theologische Dimension bibelwissenschaftlicher erschließt sich ihm nur mühsam. Und schließlich: Auf Seiten der Prüfer gibt es unvermeidliche Unschärfen in der Beurteilung. Eine schon sehr gute Leistung am Anfang des Tages, gegen 9 Uhr, möchte man vielleicht nicht sofort mit der Bestnote bedenken, weil man noch Luft nach oben wittert. Und angesichts einer vielleicht sehr schlechten Prüfung am Ende des Tages, gegen 18:20 Uhr, kann sich eine erschöpfungsbedingte Gutmütigkeit einstellen, die dazu führt, dass man milder urteilt, als das einige Stunden früher der Fall gewesen wäre.

Zwar ist trotz dieser Unschärfen die Gefahr, dass die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein werden, in der universitären Prüfungspraxis keinesfalls die Regel, ja eigentlich noch nicht einmal die Ausnahme. Zugleich aber muss schon eingeräumt werden, dass vom vollgültigen Erreichen des Gerechtigkeitsideals auch nicht durchgängig die Rede sein kann.

Die bisher angesprochenen Defizite der Leistungsgerechtigkeit im so ganz weltlichen Bereich der universitären Prüfungspraxis werden nun in Epistel und Evangelium in Bezug auf das menschliche Glaubensleben bedacht, das freilich auch ein Teil – oder eine Dimension – unseres Weltlebens ist. Zunächst zu den vier paulinischen Versen aus dem 9. Kapitel des ersten Korintherbriefs. In diesem Abschnitt, der in der früheren Forschung manchmal als Fremdkörper wahrgenommen wurde, macht Paulus sein Verständnis der Glaubensexistenz deutlich. Insgesamt begründet er damit auch seinen Verzicht darauf, sich durch die Gemeinden, für die er tätig ist, materiell versorgen zu lassen. Konkret stellt er darauf ab, dass das christliche Leben eine anstrengende Sache sein kann und muss, nichts Bequemes, das sich für jeden von selbst versteht. Sondern es heißt vielmehr: ich schinde meinen Leib und bezwinge ihn.

Hier stellt sich unwillkürlich eine Assoziation zu Luthers Freiheitsschrift ein. Nicht nur der Heidenapostel, sondern auch der Reformator redet davon, dass „der Leib [...] mit Fasten, Wachen, Mühen und mit maßvoller Zucht bewegt und geübt werden“ muss, „damit er dem inneren Menschen und dem Glauben gehorsam und gleichförmig werde, ihn nicht hindere und ihm nicht widerstrebe, wie es seine Art ist, wenn er nicht gezwungen wird“. Denn so sehr der Mensch doch vom Glauben angesprochen sein mag, „in seinem eigenen Fleisch“ findet er regelmäßig „einen widerspenstigen Willen, der der Welt dienen und suchen will, wozu es ihn gelüftet“.

Soweit Luther. Bei Paulus wird diese Selbstdisziplinierung – übrigens sicher auch ein Teil jeder guten Prüfungsvorbereitung – als Voraussetzung für den Sieg in einem sportlichen Wettkampf beschrieben. Allerdings: Der Vergleich hinkt hier ein wenig. Denn in einem sportlichen Wettbewerb – ob beim Lauf oder im Boxkampf – kann es immer nur einen Sieger geben, während die Evangeliumsverkündigung ja davon ausgeht, dass der Glaube jedermanns Sache werden sollte und kann.

Das Hinken dieses Vergleichs macht nun zunächst deutlich, dass das christliche Leben kein Konkurrenzkampf ist, dass, anders gesagt, die Christlichkeit des menschlichen Lebens nicht von der Qualität und Quantität der eigenen Leistungen bestimmt wird.

Weiterhin wird klar, dass menschliche Leistungen und Erfolge ganz grundsätzlich zwar als Indikator für das gelten können, was ein Mensch in einem bestimmten Kontext zustande bringen kann. Dazu passt, dass Luther den engagierten Vollzug der Nächstenliebe zur Pflicht gerade des im Glauben Gerechten gemacht hat: Ich soll „meinem Nächsten auch ein Christ“ werden, „wie Christus mir geworden ist, und nichts anderes tun, als nur das, was ich sehe, dass ihm nötig, nützlich und förderlich sei“. Aber zugleich gilt eben auch: Wer mehr leistet, ist deshalb kein besserer Mensch und auch kein vollkommenerer Christ. „Gute gerechte Werke machen niemals einen guten gerechten Menschen“ – so heißt es bei Luther. Und genau diese Unabhängigkeit der Zuwendung Gottes, die im Glauben angeeignet wird, einerseits von den Leistungen der Menschen andererseits betont das vorhin gehörte Evangelium, das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Darin steckt weniger eine Absage an Leistungsorientierung. Es handelt sich auch nicht um einen ökonomischen oder ethischen Beitrag zum Motto „gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ und erst recht nicht um einen Vorschlag zur Schließung der Gender-Pay-Gap. Der Reim, den ich mir auf diese Geschichte gemacht habe, lautet: Es geht ganz

schlicht um eine Warnung vor Hochmut durch Erfolg, vor überzogenem Anspruchsdenken aufgrund von erbrachten Leistungen.

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, meine assoziativen Überlegungen, in denen ich, im Rückblick auf die Prüfungsphase am Semesterende, Paulus, Matthäus und Luther ein wenig miteinander ins Gespräch gebracht habe, führen auf ein ganz einfaches Fazit: Der christliche Glaube speziell evangelischer Prägung, der ja auch eine orientierende Kraft für Lehre und Forschung an der Theologischen Fakultät unserer Universität hat, dieser Glaube bietet so etwas wie eine Schule der Warnung vor leistungsbedingtem Hochmut. Dies aber tut er so, dass das Interesse an Erfolg und Leistung gerade nicht prinzipiell diskreditiert, sondern, im Gegenteil, ins Recht gesetzt wird – aber eben nur dort, wo aus Leistungsdifferenzen keine grundsätzlichen Urteile über den Wert von Personen abgeleitet werden. Dies gilt ganz konkret für Prüfungsergebnisse im wissenschaftlichen Studium. Dies gilt aber auch ganz allgemein für das christenmenschliche Leben.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, möge eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren. Amen.